

Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 58 (1938)

Artikel: Die berühmteste Fremdenherberge des alten Zürich
Autor: Pestalozzi, F.O.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-985608>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

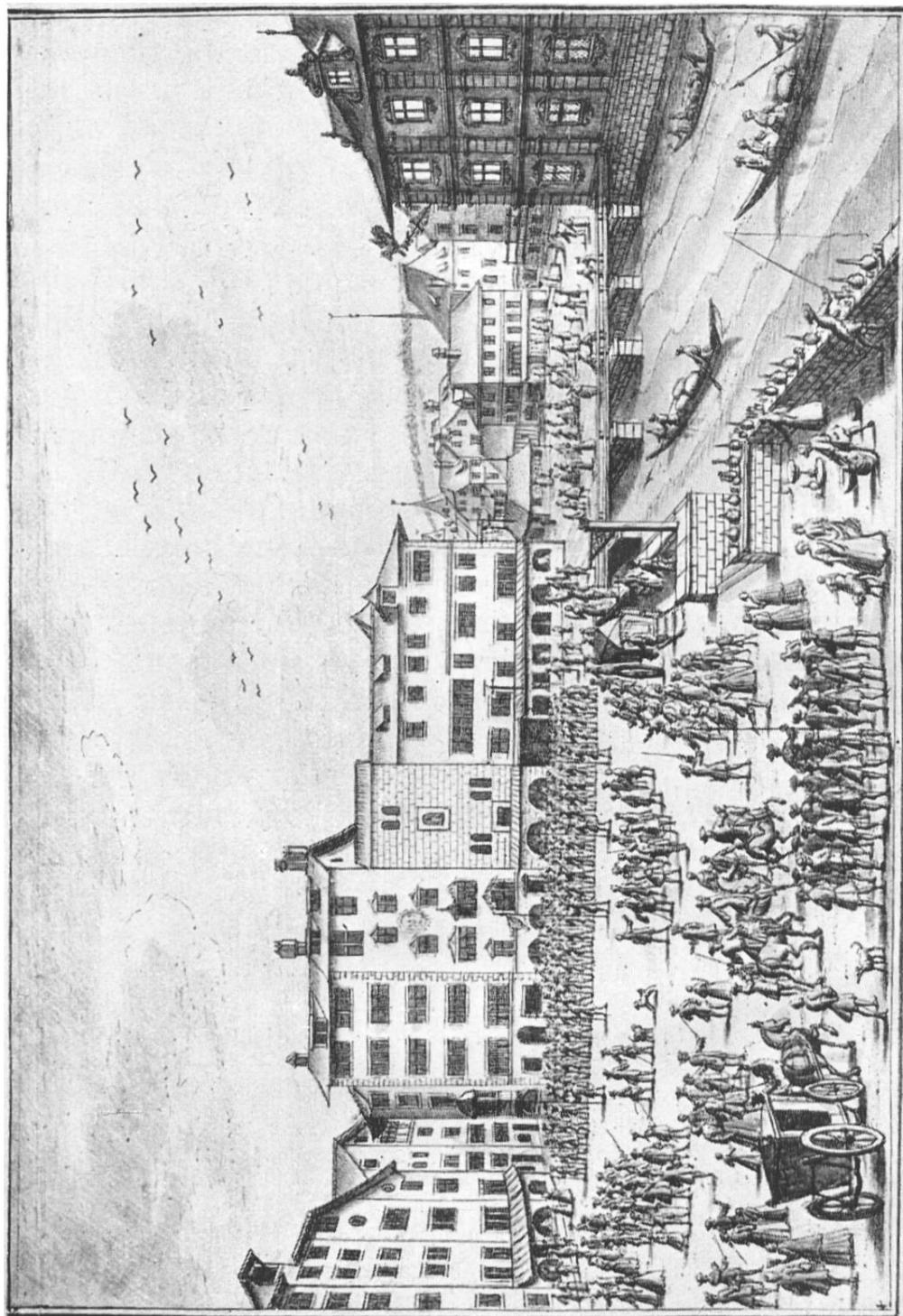
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



„Das Panner beim Schwer“
von G. Leßlinger um 1750



Die berühmteste fremdenherberge des alten Zürich.

Von F. O. Pestalozzi.

Im Zürcher Taschenbuch für das Jahr 1890 ist aus dem Nachlaß von Professor Friedrich Salomon Voegelin eine Arbeit mit dem Titel veröffentlicht worden:

„Rittmeister Ott zum Schwert und seine Gattin,
Dorothea Ott, geb. Rosenstock“,

die damals mit Recht großen Beifall gefunden hat, heute aber wohl fast vergessen ist. Der Verfasser — erst schwärmerisch religiöser Student, dann ultraradikaler Pfarrer in Uster, Professor der Kunstgeschichte an der Universität Zürich, Vertreter der sozialdemokratischen Partei im Nationalrat und als solcher eifrigster Förderer des Schweiz. Landesmuseums — war eine widerspruchsvolle Persönlichkeit. Bei allem politischen und religiösen Radikalismus besaß er gleichzeitig ein feines geschichtliches und ästhetisches Empfinden und einen starken Familiensinn. Seinem Vater und Großvater — den beiden ältern Salomon Voegelin — hat er in je zwei Neujahrsblättern der Stadtbibliothek¹⁾ feinsinnige und pietätvolle biographische Denkmale gesetzt, und in gleichem Sinne ist auch die eben zitierte Arbeit über seine Urgroßeltern Ott verfaßt, die zu den entschiedensten Repräsentanten des alten Zürichs gehört hatten.

¹⁾ Pfarrer und Kirchenrat Sal. Voegelin, 1774—1849. Njbl. d. St. B. 1884/85. — Dr. phil. und Prof. Ant. Sal. Voegelin, 1804—1880. Njbl. d. St. B. 1886/87.

Lokalgeschichtliche Studien auf dem Gebiet der ältern Reiseliteratur zur Suche nach Urteilen über Zürich und die Zürcher haben den Verfasser dieser Arbeit veranlaßt, sich auch mit den zürcherischen Gasthäusern zu befassen. Dabei hat ihn die Bedeutung und Anerkennung überrascht, welche dem „Gasthof zum Schwert“ an der Rathausbrücke schon im Spätmittelalter und dann besonders von der Mitte des 17. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts in den Reisebeschreibungen zugemessen wird. Es sind nicht nur „Sternchen“, wie sie die späteren Reisehandbücher zur Bequemlichkeit der Reisenden den Namen besonders empfehlenswerter Hotels beiseiteten, sondern ausdrückliche Lobsprüche, die der behaglichen Führung des Hauses — und im 18. Jahrhundert der Wirtsfamilie — ganz persönlich gewidmet werden. Da überhaupt fast alle auf ihren Reisen Zürich berührenden Weltnotabilitäten im „Schwert“ abstiegen, richtete sich auch das Interesse der Zürcher selbst auf das Haus und seine Gäste; was darin vorging und in die Öffentlichkeit durchsickerte, wurde von den Lokalblättchen und wundersitigen Bürgern notiert und ist auf diesem Wege bis auf uns gekommen.

Aus allen diesen Quellen ergab sich für den Verfasser fast zufällig ein lebendiges, kulturgechichtliches Bild, das ihm der zusammenfassenden Darstellung und der gelegentlichen Darbietung im engern Kreis wert schien. Die gute Aufnahme, welche der betreffende Vortrag in etwas gekürzter Form am 13. November 1936 im Schoze der Antiquarischen Gesellschaft Zürich gefunden hatte, hat dem Verfasser über die zuerst gehegten Bedenken gegen die Drucklegung einer Arbeit hinweggeholfen, welche nicht ohne weitgehendes Zurückspringen auf die früher im gleichen Taschenbuch erschienene Voegelinsche Arbeit denkbar war.

*

Er benützt übrigens gern diesen Anlaß, seinen Mitarbeitern am Zürcher Taschenbuch und der Redaktion für die freundschaftliche Ehrung, welche ihm im letzten Jahrgang anlässlich seines 90. Geburtstages zuteil geworden ist, herzlichst zu danken.

* * *

Merkwürdigerweise werden in allen von Ausländern verfaßten Reisebeschreibungen aus 5 Jahrhunderten nur das „*Kindli*“, das „*Rothaus*“, das „*Schwert*“, der „*Raben*“ und „*Storchen*“ als Absteigequartiere genannt. Die andern Gasthäuser beherbergten offenbar mehr nur einheimische Gäste. Allen den erstgenannten voran stand bis ins 19. Jahrhundert das „*Schwert*“, früher auch zum „*roten Schwert*“ genannt. Wer etwa im laufenden Jahrhundert das Haus besucht hat, um sich Herz und Nieren bezüglich seiner Steuerverhältnisse prüfen zu lassen²⁾, wird sich lebhaft gewundert haben, zu hören, daß in einem Gebäude mit so viel Treppchen, Gängelein und Winkelchen ein vornehmer Gasthof geführt werden konnte. Tatsache ist aber, daß die verwöhntesten Leute, darunter Kaiser, Könige, Großfürsten, Lords, Dichter und Schriftstellerinnen in allen Tonarten das „*Schwert*“ gelobt haben.

Dß der Gasthof für unsere heutigen Begriffe derart unkommod gebaut war, erklärt sich zum Teil daraus, daß er sich seit dem Beginn des 15. Jahrhunderts aus 4 verschiedenen Gebäuden — 2 Häusern und 2 Türmen — zusammensetzte, von welchen der südliche noch ganz in seiner ursprünglichen Gestalt mit romanischen Fenstern auf dem Uehlingerschen Pannerbild von ca. 1750³⁾ ersichtlich ist. Daraus ergaben sich natürlich sehr verschiedene Etagen-Niveaus; und wenn sich auch eine ganze Anzahl späterer Umbauten nachweisen läßt, so erfolgte doch offenbar nie eine einheitliche Umgestaltung des ganzen Komplexes.

In der Hauptache haben wir es bei dieser Liegenschaft mit früherm, freiem Eigentum der Familie Müllner zu tun, das dann durch einen Tausch in den Besitz der Abbtissin am Fraumünster gelangt und von ihr wieder als Lehen den Müllnern verliehen worden ist. Nach dem Tode des Gottfried Müllner bei Sempach scheint die Liegenschaft in zwei Etappen (1390 und 1406) von der im Niedergang befindlichen und dem Aussterben nahen Familie an einen Conrad Einsiedler übergegangen zu sein, dem sie vielleicht schon vorher verpfändet war; er behielt sie nämlich nicht für sich, sondern gab sie —

²⁾ Das kantonale Steueramt hatte dort zeitweise seinen Sitz aufgeschlagen.

³⁾ Zürich, Bilder aus 5 Jahrhunderten, Nr. 30; siehe auch unsere Abbildung Seiten 16/17.

nach dem Häringischen Urbar⁴⁾ — im gleichen Jahr 1406 zunächst pachtweise auf 7 Jahre und dann käuflich an den Wirt Hans Brunner weiter, dem aber erst 1421 laut Ratserkanntnis für sein „Hus uff der Brugg“ die Eigenschaft als Gasthaus verliehen wurde.

Die Reihe der Besitzer lässt sich von da an fast lückenlos herstellen⁵⁾. Schon Hans Brunner war ein einflussreicher Mann: Politiker, des Rats, Zunftmeister der Weinleute, eines der Häupter der eidgenössischen Partei zur Zeit des alten Zürichkriegs und als solcher mit den Ratsherren Hans Meiß und Ulmann Trinkler, genannt Zörnli, bei dem Putsch vom 4. April 1444 verhaftet. Dem Schaffot entging er, wurde aber zu lebenslänglichem Arrest im Spital verurteilt. 1451 wird er als „gestorben“ bezeichnet.

1461 und 1469 werden Bauherr Hans Reyg und ein Sohn gleichen Namens in den Steuerbüchern als Besitzer genannt. Letzterer war Unterhändler bei der Abfindung der Zürcher Bauern nach den Waldmannschen Wirren, gab dann aber 1495 sein Zürcher Bürgerrecht auf und zog nach Baden. Damals war er aber nicht mehr auf dem „Schwert“, sondern ein Rudolf Rubli, ebenfalls heftiger Politiker, wie so viele Schwertwirte, denn er gehörte 1489 dem „Hörnernen Rat“ an. Auch sein Sohn Heinrich war eine geld- und einflussreiche Persönlichkeit, denn er streckte den Bernern 1512 Florin 1000.— für den Pavierzug vor, war des Kleinen Rats, Kriegsrat im Zug nach Marignano, bekleidete verschiedene Vogteien und wurde trotz seiner gegnerischen Stellung zur Reformation 1526 Seckelmeister. 1530 floh er aus Zürich, kehrte aber 1531 zurück, zog mit nach Rappel und fand dort den Tod.

Die folgenden Namen — Heinrich Rahn, Hans Liechti, Ludwig Stapfer, mehrere Bluntschli, Jakob Hartmann, Rudolf Bleuler und Hans Bleuler-Keller — besagen uns nicht viel und bestätigen nur die auch auf andern Gasthäusern Zürichs bemerkbare Erscheinung, daß bis zum Ende des 16. Jahrhunderts die Besitzer derselben auffallend rasch wechseln.

⁴⁾ Stadtarchiv Zürich, III B 1.

⁵⁾ Nach den Angaben in Sal. Voegelin, Ein Gang durch das alte Zürich, ergänzt und berichtigt durch freundliche Mitteilungen der Herren Dr. A. Corrodi-Gulzer und Dr. W. Schnyder.

Die Witwe des zuletzt genannten Hans Bleuler, Magdalena Keller, brachte aber endlich das „Schwert“ — mit der Matte im Hard, von der wir noch hören werden — für 200 Jahre in festen Familienbesitz, indem sie sich 1612 mit Hans Conrad Ott vermählte, dessen Nachkommen den Gasthof in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu höchster Blüte bringen sollten.

Dieser Glanzzeit gilt der Hauptteil unserer Arbeit; doch soll dem vorangehenden allmählichen Aufstieg immerhin noch ein Blick gewidmet werden.

*

Von der Mitte des 15. Jahrhunderts an hat das „Schwert“ seinen deutlichen Rang als Standeswirtshaus erhalten, in dem der Rat hohe Gäste einzuquartieren und zu vergesellschaften pflegte. Schon 1489, bei den Waldmannschen Wirren, nahmen die eidgenössischen Boten dort Quartier, und so blieb es für die Folge bis weit ins 18. Jahrhundert hinein. 1556 wurde dem Wirt Bluntschli von der Tagsatzung bewilligt, die 13 Orte um Fenster mit ihren Wappen „in seinen neu erbauten Saal“ anzugehen⁶⁾), wiewohl vorher beschlossen worden war, dergleichen Gesuche nicht mehr zu bewilligen. Die Ausnahme wurde zugestanden, „weil daselbst viel fremdes Volk einkehre, Bluntschli ein braver Mann sei und die Ehrenwappen gemeiner Eidgenossen dem Saal wohl anstehen“. Die Scheiben sind höchst wahrscheinlich von Jos Murer (1530—1580) hergestellt, aber heute verschollen⁷⁾). Wir vermuten, daß 1556 überhaupt ein Umbau des Gebäudes stattgefunden habe und schließen dies auf Grund einer Vergleichung der Darstellung des „Schwertes“ auf dem Hans Leuschen Tafelbild aus dem Ende des 15. Jahrhunderts⁸⁾ — in der Gestalt, wie dasselbe dort heute, nach Entfernung der späteren Uebermalung, zum

⁶⁾ Eidg. Abschied vom 12. X. 1556, Bd. 4. 2, S. 19, Nr. 20 p.

⁷⁾ Voegelin berichtigt im „Alten Zürich“ (S. 480) die Aussage des Malers Stettler von Bern, der die Scheiben 1650 gesehen und für Arbeiten des (erst 1568 geborenen!) Christoph Murer gehalten hat. Er weist sie seinerseits dem Josias Murer zu, geht aber damit ebenfalls irre, denn dieser ist auch erst 1564 geboren; wahrscheinlich hat er aber doch Jos im Auge gehabt und nur übersehen, daß dieser Vorname nicht identisch mit Josias, sondern aus Jodokus gekürzt ist.

⁸⁾ Im Schweiz. Landesmuseum, vgl. unsere Abbildung auf S. 24/25.

Vorschein gekommen ist — mit dem Murerischen Stadtplan von 1576. Ersteres zeigt noch deutlich eine Holzfassade gegen die Brücke, letzterer aber — wenigstens auf der allein sichtbaren Nordseite — ausgemauertes Riegelwerk. Die Brückenfront mag übertüncht worden sein und damals auch die aufgemalten Wappen der 13 alten Orte als Schmuck erhalten haben, wie sie sich noch auf zwei kleinen Stichen aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts zeigen.

Es ist damals im „Schwert“ und um dasselbe oft recht lebhaft zugegangen — wenigstens nach der Schilderung, welche uns Vogel in den „Memorabilia Tigurina“ und David von Moos in seinem handschriftlichen „Zeitbuch“⁹⁾ geben. Ein paar Beispiele mögen dies dartun.

Dreimal — 1615, 1632 und 1677 — kam eine große Anzahl junger Berner nach Zürich, die ihren Landvogt nach Baden geleiteten und im „Schwert“ und „Storchen“ einquartiert wurden. Man sparte weder an Pulver, noch an Trankame und Beredsamkeit. Eine Schar Reiter vom Rat und den Zweihundert holte die Berner 1632 bei Mellingen ab; mit zierlicher Rede lud man sie nach Zürich, führte sie ins Quartier zum „Storchen“ und „Schwert“ und pokulierte mit den Herren bei Kanonendonner. Die Berner Gäste von 1647 kriegten auch noch ein Lustfeuerwerk auf dem Bau schänzli zu sehen.

1632 ritt am 8. Mai der Herzog von Rohan aus Bünden durch Zürich. 150 Reiter ritten ihm bis Zollikon entgegen, und 1500 Mann Fußvolk waren vom Oberdorf bis zum „Schwert“ aufgestellt.

1641 kam der französische Gesandte de Caumartin mit seiner Gemahlin hieher. Sie wurden auf ähnliche Weise empfangen, im „Schwert“ einlogiert und bei einer Spazierfahrt auf dem See durch die Musikgesellschaft und Fischer, welche das Trachtgarn¹⁰⁾ zogen, belustigt. Diese letztere Unterhaltung scheint obligaterweise zum Divertissement von Standespersonen auf dem See gehört zu haben. Erhard Escher¹¹⁾ erwähnt sie schon für 1615 bei dem bereits besprochenen Empfang

⁹⁾ Zentralbibliothek Zürich, Ms. J 331.

¹⁰⁾ Nicht „Drahtgarn“, wie Vogel in den Memorabilia Tigurina von 1845, S. 71, sagt.

¹¹⁾ Beschreibung des Zürichsees. Zürich 1692. S. 100.

der Berner. Der Witz war der, daß die coram publico gefangenen Fische „ase frisch“ auf dem großen Paradeschiff zubereitet und aufgestellt wurden¹²⁾.

1670 kam der Erbprinz Karl von Kurpfalz nach Zürich, wurde ehrenwoll auch in einem Schiff auf dem See spazierengeführt und mit den berühmten Häglingen traktiert. Bei seiner Wegreise stand die Bürgerschaft in Waffen und bildete vom „Schwert“ bis zur Sihlbrücke Spalier. Eine dreimalige Salve ertönte und zwei Kompanien begleiteten ihr Durchlaucht bis auf die Schlieremer Allmend.

Zweimal kamen auch päpstliche Nuntien nach Zürich: 1662 Graf Federico Borromeo und 1687 Caritelmi, von denen der letztere bestimmt im „Schwert“ logiert hat. Aus Klugheitsgründen begegnete man auch ihnen — trotz der konfessionellen Differenzen — mit obrigkeitlicher Höflichkeitsbezeugung. Beide erhielten je ein Fäschchen Wein — ob für den Herrn oder die Dienerschaft, ist nicht mehr festzustellen —, 4 Säcke Haber und Fische. Man führte sie auf die Bibliothek und vergesellschaftete sie im „Schwert“ bei der Nachtmahlzeit.

Der letzte hohe Guest im 17. Jahrhundert war 1694 Markgraf Friedrich VII. Magnus von Baden-Durlach mit seiner Gemahlin und Gefolge, die ihre Einkehr beim „Schwert“ nahmen, wo der Fürst durch 8 Herren vom Rat, die Fürstin durch 4 Frauenzimmer vergesellschaftet wurden. Es gab wieder eine Lustfahrt auf dem See, wobei die Kanonen auf der Bauschanze losgebrannt wurden, am folgenden Tag eine glänzende Mahlzeit, und bei der Abreise wurde der Fürst von zwei Kompanien Reiter begleitet, während auf der „Rat“ die Kanonen losgebrannt wurden.

*

Schon im Jahre 1612 war das „Schwert“ — wie bereits erwähnt — in den Besitz der Familie Ott übergegangen, und zwar durch die Heirat Hans Conrad Otts (1587—1652),

¹²⁾ Mit diesen Zugnebenen, welche Escher ausführlich beschreibt, erwischte man namentlich die tiefgehenden Fische, vor allem die „Häglinge“, welche damals sogar den Forellen noch vorgezogen wurden. Dem Jünglein der Frau Ambassadorin werden die zarten Fischlein jedenfalls noch besser geschmeckt haben, als ihren Ohren die Darbietungen eines loblichen Musikkollegii und die französische Konversation der Zürcher Ratsherren.

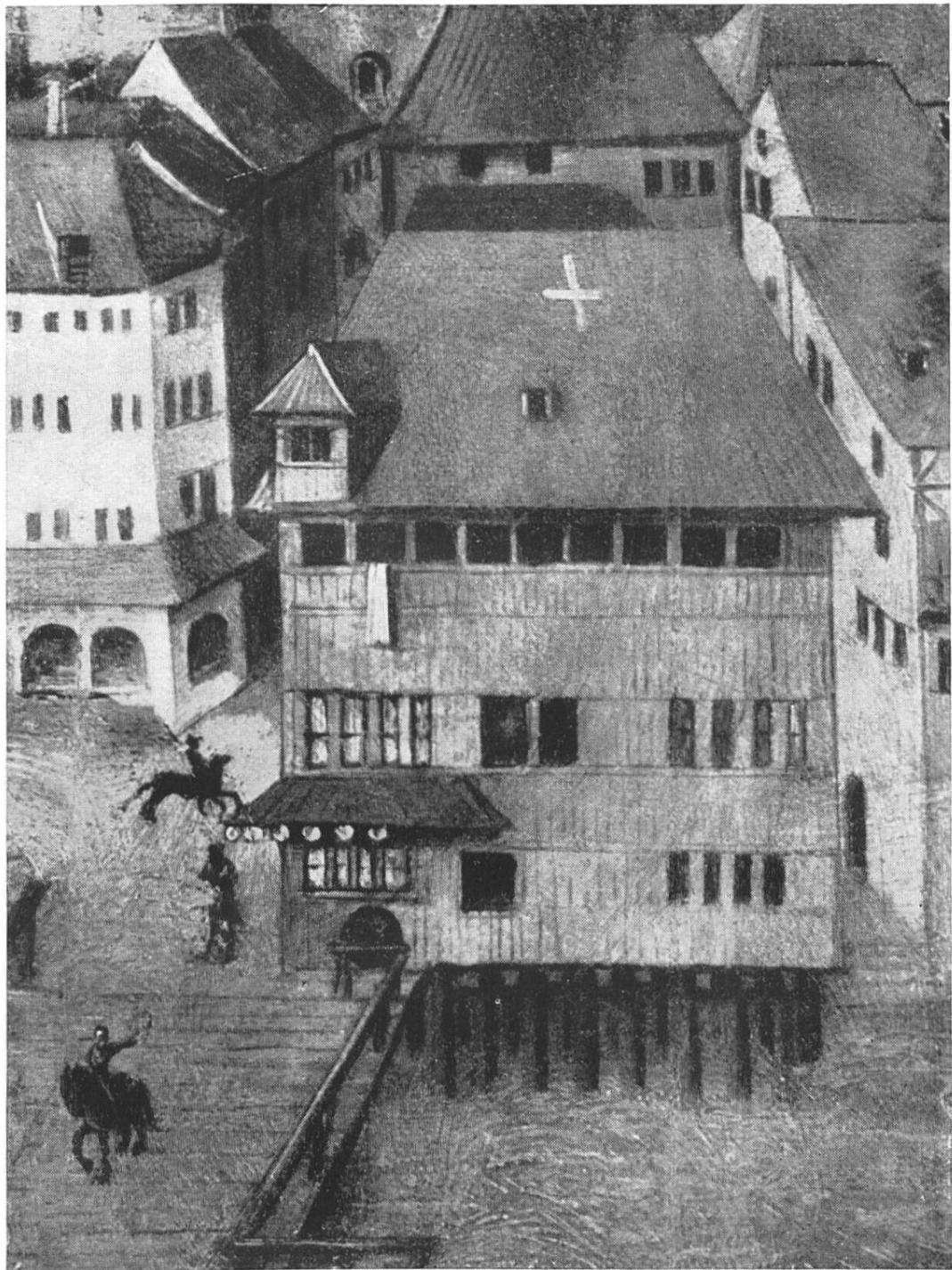
des Statthalters der früheren Johanniter-Komturei Bubikon, mit der Witwe des früheren Besitzers, Hans Bleuler-Keller, die ihm auch ihr Gut im Hard zubrachte. Zwischen 1630 und 1640 hat Ott ferner ein Rebgut in Höngg¹³⁾), nach ihm „Ottenberg“ benannt, gekauft, wahrscheinlich um eigenen Wein auswirten zu können. Ob er das jetzt noch an der Zürcherstrasse stehende, trotz Um- und Anbauten recht malerische „Schwertgut“ genannte Haus selbst erstellt hat oder ob es schon vorher dort gestanden hat, ist nicht sicher; jedenfalls aber hat er die Trotte neu gebaut, denn diese trägt über der Tür in Stein gehauen noch das Allianzwappen des Ehepaars und die Initialen: HCO (Hans Conrad Ott), STB (Statthalter zu Bubikon) und MK (Magdalena Keller).

Von Hans Conrad Ott's 5 Söhnen wird der älteste, Anton Ott-Keller, als Wirt in Urdorf (wahrscheinlich im „Bad“) und im „Schwert“, der zweite, Peter Ott-Ziegler-Wunderli (1619—1684) ebenfalls als Wirt bezeichnet. Da das Todesjahr des ersten nicht genau feststeht (wahrscheinlich 1675), lässt sich über die Art und Weise des Besitzübergangs von einem Bruder zum andern nichts bestimmtes aussagen. Dem Enkel Hans Peter (1654—1698)¹⁴⁾ ist das Malheur eines obrigkeitlichen Rüffels passiert — jedenfalls der einzige Fettklecks auf dem Ottischen Familien-Bratenrock. 1690 hatte er die Gastfreihaltung des sächsischen Kurfürsten übernommen und dafür dem Seckelamt eine Rechnung in der Höhe von Florin 1104.— gestellt. Diese wurde aber „in eint und anderem ziemlich unverschamt befunden“, darnach allerdings „ohne Abbruch“ aus dem Seckelamt bezahlt, jedoch gleichzeitig „wegen schlechtem Traktament“ das obrigkeitliche Missfallen zu erkennen gegeben¹⁵⁾. — Zwei weitere Peter — Sohn und Enkel — folgten dem gerüffelten Peter. Es scheint an ihnen von dem obrigkeitlichen Missfallen nichts hängen geblieben zu sein. Peter III (1690—1733) wurde Rittmeister, Zunftmeister und Ratsherr, 1750 auch Obmann im Almosenamt. Da er damit seine Amtswohnung im Augustinerhof beziehen musste, trat er den Gasthof seinem Sohne Matthias (1718—1766) ab,

¹³⁾ Emil Rieder, Das Haus zum Schwertgut in Höngg, herausgegeben von der Ortsgeschichtlichen Kommission Höngg, 1928.

¹⁴⁾ Nicht dem Sohn Konrads, wie Voegelin meint.

¹⁵⁾ Sal. Voegelin, Zürcher Taschenbuch 1890, S. 3.



Alteste Ansicht des Gathofes „zum Schwert“
Ausschnitt aus dem Gemälde der Stadtheiligen mit dem Prospekt der Stadt
von Hans Leu um 1480

und zwar mit dem Gut im Hard um Florin 13,585.—. Mit ihm begann die von allen Gästen der nächsten 50 Jahre gerühmte Vornehmheit des Betriebes im „Schwert“. Matthias war wie sein Vater Rittmeister, des Großen Rats von der Meise und Obmann der Wirs, was natürlich Zeit und auch Geld kostete, denn schon die reglementarischen Auslagen für die Zwölferstelle kosteten Florin 138.— und das der Zunft dafür schuldige Gastmahl Florin 107.—, wovon Florin 19.— „für zerbrochene Gläser“. Vielleicht ist ihm zu Ehren ein „Sidelenritt“ veranstaltet worden. Wir werden noch sehen, daß der geteilte Beruf zwar dem äußern Ansehen des Gasthofes förderlich war, aber seine Ökonomie doch auf die Dauer stark belastet hat.

Der erste Gast, von dem wir ein schriftliches Zeugnis dafür besitzen, daß Matthias Ott zu repräsentieren wußte, war der venetianische, liederliche Abenteurer und Lügner Giovanni Casanova, den ich hier nur darum als zuverlässig zitiere, weil er zu beobachten gewußt hat und sich sonst von wenig Menschen hat imponieren lassen. In seinen Memoiren¹⁶⁾ schreibt er:

„In Zürich stieg ich (im April 1766) im Schwert ab, wo ich ein ausgezeichnetes Unterkommen erhielt. So saß ich denn allein und wie hereingeschneit im prächtigsten Speisesaal der Schweiz und überließ mich nach Tische mancherlei Betrachtungen über meine derzeitige Lage und mein früheres Schicksal. Ich dachte zurück an mein vergangenes Leid und Glück, prüfte mein Verhalten und fand, daß ich alles Ungemach, das mir widerfahren, selbst verschuldet habe“. Nach dieser sehr richtigen Erkenntnis folgen — auf dem Papier — ein paar gute Vorsätze; dann fährt Casanova nach Einsiedeln, führt den Abt unter der Versicherung, er möchte gern unter seiner geistlichen Führung Benediktiner werden, an der Nase herum; nachher reist er nach Solothurn, um ein in Zürich angezetteltes liederliches Abenteuer durchzuführen. Das geht uns weiter nichts an; wohl aber interessiert uns die nachfolgende Stelle:

„Mein Wirt, Herr Ott, der den Hauptmannstitel führt, kam auf mein Zimmer, um mir seine beiden Söhne, die er

¹⁶⁾ Casanova Giacomo, Begegnungen und Abenteuer in der Schweiz, Basel, 1923.

wie Prinzen erzieht, und ihren Hofmeister vorzustellen. So ein schweizerischer Gasthofbesitzer führt oft ein sehr anständiges Haus; er präsidiert gleichsam an einer Tafel, wo die Gäste bezahlen müssen (table d'hôte) und betrachtet dies keinesfalls — und zwar mit Recht — als eine Schande. Er nimmt den ersten Platz bei Tische nur ein, um zu sehen, daß seine Gäste aufs beste bedient werden, und hat er einen erwachsenen Sohn, so erlaubt er diesem nicht, mit an der Tafel zu sitzen, sondern läßt ihn dabei aufwarten“.

15 Jahre später setzte wieder eine andere Zeit ein. Die geistig geweckten Köpfe Zürichs begannen unter J. J. Bodmers Leitung am deutschen literarischen Leben teilzunehmen, und erregten durch ihr selbständiges Auftreten Aufmerksamkeit. Zu gleicher Zeit fingen die „Bildungsreisen“ an, Bedürfnis und dann „Mode“ zu werden. Bald gehörte es zum guten Ton — nicht bloß für die Deutschen, sondern auch für Engländer und Franzosen — in Zürich anzulehren und dort je nach dem persönlichen Geistesgeschmack entweder die Vertreter der Aufklärung oder dann Lavater, Pfenninger, den späteren Antistes Heß, eventuell auch beide Parteien zu besuchen. Da diese literarischen Beiterscheinungen nicht eigentlich zum heutigen Thema gehören, soll nur darauf hingewiesen werden, daß der wachsende Zustrom gebildeter Reisender nicht ohne namhafte Einfluß auf die Frequenz des „Schwerts“ bleiben konnte.

Sechs Jahre nach Casanovas Aufenthalt in Zürich war Matthias Ott im Alter von erst 48 Jahren gestorben. Der ältere Sohn, Joh. Peter, kam für die Übernahme des Geschäfts, mangelnder Fähigkeiten halber, nicht in Frage, und es mußte der schon früher dazu bestimmte und in Heilbronn notdürftig ausgebildete jüngere, erst 18jährige Sohn Joh. Anton das schwer belastete Anwesen übernehmen, mit der Verpflichtung eines „don gratuit“ an den Bruder Peter, dem der Vater einen Mühlegewerb auf der Landschaft gekauft hatte. 1762 hatte der Vater zur Durchführung einer Hauptreparatur des Hauses über die Hypotheken hinaus noch ein Darlehen von Florin 10,000.— beim Seckelamt aufnehmen müssen, das bewilligt wurde mit dem Zusatz: „Wobei gegen ihme, Herrn Rittmeister Ott, das allerbeste Vertrauen genährt wird, es werde derselbe diese hochbrigkeitsliche Gnade bey sich er-

äugnenden Ehren-Anlässen und Gastfreyhaltungen von Standes wegen mit einer anständigen und zur Ehre des Standes gereichenden Bedienung der Fremden und mit einer bescheidenlichen Kostenberechnung gegen meine gnädigen Herren und ihrem Aerario zu erkennen sich angelegen sein lassen“.

Trotz der erwähnten ungünstigen Verhältnisse — ich folge hier Voegelin — gelang es Anton Ott, unter Beihilfe seiner tüchtigen Mutter und eines verständigen Vormundes — Direktor Lavater —, mit Ordnung und Fleiß nicht nur die Wirtschaft glänzend fortzuführen, sondern auch die Schuldenlast nach und nach bis auf die vom Seckelamt dargeliehenen Florin 10,000.— abzuzahlen. Die Behörde ließ dieses Kapital gern auf dem aufblühenden Geschäft stehen. Seinem Vater folgte Anton Ott genau wieder in den drei Beamtungen, welche dieser und der Großvater innegehabt hatten: Obmann des Wirtsgewerbes, Zwölfer der Kunst zur Meisen — also Mitglied des Großen Rates — und Rittmeister. In seiner roten Uniform nahm sich der schöne Mann sehr stattlich aus, aber seine weiche Gemütsdisposition und seine Abneigung gegen Strapazen versprachen nicht sehr viel für aktive Tätigkeit in einem Feldzug. Er gehörte als Freimaurer der Zürcher Loge „zur Bescheidenheit“ an und entwickelte dort eine lebhafte humanitäre Tätigkeit. Die Loge selbst versammelte sich in seinem Hause von 1772—1786.

Im Juli 1776 verehelichte sich Anton Ott, 28jährig, mit Anna Dorothea Rosenstock von Zürich, geb. 1755, die also 7 Jahre jünger war als ihr Gatte. Sie stammte aus einer angesehenen, aber nicht sehr begüterten Meßgersfamilie, hatte ihren Vater früh verloren, und auch der zweite Gatte ihrer Mutter, Pfleger Hans Rud. Pfenninger, des Großen Rats, starb gerade, als er die Landvogtei Greifensee antreten sollte. Dorothea verlebte ihre Jugend mit der zweimal verwitweten Mutter bei einem Stiefonkel, Junker Pfarrer Joh. Escher, Dekan in Buch, und gewann dort das Landleben sehr lieb. Voegelin charakterisiert seine Urgroßmutter mit folgenden Worten:

„Dorothea Rosenstock war, wiewohl von kleiner Statur, eine hervorragende Schönheit und zur Repräsentation geboren. Im täglichen Umgang mit den vornehmen Herrschaften, welche

im „Schwert“ verkehrten, bildete sich dieses Talent zu hoher aristokratischer Sicherheit aus. Rechnet man dazu noch eine große geistige Lebhaftigkeit und ein ausgesprochenes Interesse für Poesie, so begreift man, daß die Frau Rittmeister ihren Gästen in ganz ungewöhnlichem Maße imponierte, und daß dem General Hohe, dem vielgereisten, weltkundigen Manne, der Ausspruch in den Mund gelegt werden konnte, Frau Ott sei eines der gebildetsten Frauenzimmer, die er weit und breit getroffen.“

„Aber Frau Ott repräsentierte nicht nur vortrefflich; sie regierte auch den Gasthof. Durch genaue Haushaltung und Beaufsichtigung der Angestellten war sie bald die Seele des ganzen Geschäftsbetriebes, in den sie mit ihrer Verheiratung eingetreten war, und ihr Mann war von ihrer Tüchtigkeit so überzeugt, daß er sich nicht nur in der Beaufsichtigung des Gasthauses, sondern auch in allen andern Angelegenheiten gern ihrer Leitung überließ. Er bezeugte, daß er in Abwesenheit seiner Gattin ohne sie der Wirtschaft nicht gewachsen sei. Als einst die Bediensteten an einem Weihnachtsfest, während Frau Ott in der Kirche war, einen Punsch brauteten und Frau Ott, wider Erwarten vor der Kommunion nach Hause kommend, die Spirituosen wahrnahm, jagte sie sofort die ganze Gesellschaft zum Haus hinaus.“

Ein reizendes Kapitel für sich bildet bei Voegelin die Beschreibung des Landhäuschens im Kräuel, das sich Frau Ott ganz nach ihrem Geschmack auf einem an Stelle des Landguts im Hard erworbenen Grundstück an der Sihl erbauen ließ und zierlich einrichtete. „Es war sogar mit einer unerschöpflichen Fülle von Porzellan-Geschirr und Bierstücken in Porzellan, Biscuit und Alabaster von Sèvres ausgestattet, die sie teils als Geschenk, teils als Erbschaft von ihrem Onkel Hettlinger, dem Direktor der dortigen Porzellan-Manufaktur, erhalten hatte. Die zu dem Gute gehörende Landwirtschaft mit gewaltiger Scheune und Stallung versah den Gasthof mit Fleisch, Milch, Butter, Obst und Gemüse. In dieses buon retiro konnte sich Frau Dorothea von Zeit zu Zeit aus dem Trubel der Gäste zurückziehen und ihrer Sehnsucht nach dem Landleben Genüge leisten.“

Ihrem Gatten schenkte sie sechs Kinder, von denen aber nur ein Knabe Hans Caspar und ein Töchterchen Süssette,

des Vaters Liebling, am Leben blieben. Für den Sohn hegte die Mutter eine überschwengliche, sich fast zur Verehrung steigernde Bewunderung, die Tochter aber, eine tiefangelegte Natur, der alle leeren Formen ein Greuel waren, stand der repräsentativen Art der Mutter fern. Im übrigen trieben Bruder und Schwester oft tolle Streiche. Einmal stiegen sie auf das Dach und kochten dort. Vom Haus „Zum Liecht“ aus machte man die Eltern auf den seltsamen Standpunkt dieser Kinderstube aufmerksam.

Um seinen Kindern einen bessern Unterricht zu geben, als die öffentlichen Schulen ihn damals zu vermitteln vermochten, und die Erziehung in eine sicherere Hand zu legen, als die Eltern in ihrem unruhigen Gasthofbetrieb führen konnten, suchte Rittmeister Ott durch seinen Freund, den Pfarrer und Physiognomiker Joh. Casp. Lavater, einen tüchtigen Hauslehrer zu gewinnen, da ihm irgendein einheimischer, stellenloser Pfarrerkandidatus nicht genügt hätte. Weize in Leipzig, der Verfasser des „Kinderfreunds“, empfahl den damals gerade an einer sehr abschüssigen Stelle seiner Laufbahn stehenden jungen Philosophen Joh. Gottlob Fichte. Ott ließ ihn kommen, und Fichte verbrachte 16 Monate im „Schwert“, vom Hausherrn mit Wohlwollen behandelt, aber schließlich in scharfer Oppositionsstellung zur Mutter Ott. Diese Fichte-Epoche ist ein äußerst lesenswertes Kapitel in Voegelins Skizze und findet noch seine Ergänzung in Fichtes, von seinem Sohn verfassten Lebensbild und seiner Biographie von Prof. Frik Medicus. Hier sei der Konflikt mit der Mutter Ott, der ein längeres Verbleiben des temperamentvollen und eigenwilligen Hauslehrers zur Unmöglichkeit machte, nur kurz skizziert. Fichte war mit der elterlichen Nebenerziehung oft gar nicht einverstanden. Nun legte er ein Tagebuch an, in dem er gewissenhaft alle täglichen Fehler, die er an Vater und Mutter rügen zu müssen glaubte, notierte, und das er dann regelmäßig wöchentlich den Eltern präsentierte. Das war natürlich scharfer Tabak. Vater Ott beobachtete zwar bis zuletzt höfliche Formen im Verkehr mit seinem Hauslehrer, löste aber doch das Verhältnis auf April 1790. Voegelin fügt bei: „Auch zu den Kindern fand Fichte das rechte Verhältnis nicht. Seine Art war wenigstens der Tochter zuwider, und daß weder sie noch der Bruder von Fichte irgendwelche bleibende Anregung

empfing, steht durchaus fest. Die cavaliermäßige und aristokratische Lebenshaltung des Sohnes bildete zu Fichtes Radicalismus und tieffinniger Spekulation einen ebenso schneidenden Gegensatz als die allem theoretischen Grübeln abgeneigte Gefühlsfrömmigkeit der Tochter“.

Für Fichte fand die wenig befriedigende Zürcher Episode wenigstens darin einen versöhnenden Ausklang, daß er dort in der Tochter Johanna des Waagmeisters Rahn seine treue Lebensgefährtin gefunden hat. — Sein Nachfolger im „Schwert“, der pommersche Theologie-Kandidat Wilhelm Winkler, hatte als Erzieher mehr Glück. „Von keinen philosophischen Ideen beschwert, füllte er seine Aufgabe gerade so aus, wie man es von ihm wünschte. Er gewann das Vertrauen der Kinder, die Liebe der Eltern, und als er nach 5 Jahren einem Ruf in die Heimat folgend Zürich verließ, da brachte der Abschied, wie Winkler in der gefühlvollen Sprache jener Zeit berichtet, ‚die herbsten Trennungsschmerzen‘.“

Bevor wir uns nun dem Gasthof zum „Schwert“ unter Ott'schem Zepter und seinem interessanten Betrieb zuwenden, sei nur noch kurz darauf hingewiesen, daß zu der Anerkennung Anton Ott's und seiner Gattin als Gastgeber jedenfalls auch nicht wenig die Achtung beigetragen hat, welche ihm in den angesehensten Kreisen seiner Vaterstadt selbst entgegengebracht wurde. Mit den Bürgermeistern Heinrich Ott, David Wyß dem ältern und Heinrich Kilchsperger verkehrte Ott freundschaftlich; Dr. Ebel und Dr. Hoze in Richterswil, sowie sein Bruder, der österreichische Feldmarschall, schätzten ihn sehr hoch. Den letztern lassen die „Gespräche aus dem Schattenreiche“¹⁷⁾ zu Ott sagen: „Ich kenne das ‚Schwert‘ schon seit 50 Jahren und habe in Petersburg¹⁸⁾ von den Erlauchtesten viel zu dessen Ruhm vor tausend andern fürnehmen Gasthäusern aussprechen gehört. Ich habe Ihren Herrn Großpapa, den Herrn Papa und Sie besonders wohl gekannt. Ihre Frau Gemahlin habe ich erst vor drei Jahren kennen gelernt“. Und endlich sei noch der geistlichen Hausfreunde, des späteren Ältestes Joh. Jak. Heß und Joh. Jakob Lavaters

¹⁷⁾ Handschrift eines unbekannten Verfassers (wahrscheinlich der Maler-Obmann Joh. Heinr. Verdmüller, siehe S. R. L. III, S. 483). Ms. Zentralbibliothek W 365.

¹⁸⁾ Hoze war 9 Jahre in russischen Diensten gewesen.

gedacht, zwischen dessen viel besuchtem Pfarrhaus und dem „Schwert“ ein unaufhörliches Hin und Her stattfand¹⁹⁾. Mit Lavater teilte Ott auch die Ehre der Deportation nach Basel im Jahre 1799.

Und nun lassen wir eine Auswahl der bekanntesten Gäste des „Schwerts“ mit ihren eigenen Urteilen über dasselbe „am laufenden Band“ in chronologischer Reihenfolge an uns vorbeispazieren.

Der erste der bekannten ganz Großen, welche unter der Dynastie Ott im „Schwert“ abgestiegen sind, ist wahrscheinlich Leopold Mozart²⁰⁾ mit seinen musicalischen Wunderkindern Wolfgang und Anna gewesen, die sich im September 1762 auf ihrer Kunstreise 14 Tage in Zürich aufgehalten und im Musiksaal unter großem gebührendem Applaus konzertiert haben.

Goethe ist auf seiner ersten Schweizerreise im Jahre 1775 im „Schwert“ bloß abgestiegen und dann gleich zu Lavater ins Waldries geeilt, um bei ihm Quartier zu nehmen. Der Anblick des Zürichsees vom Tore des Gasthauses aus ist ihm aber noch im hohen Alter gegenwärtig gewesen, als er die Erinnerungen seines Lebens niederschrieb. 2 Tage später sind die Brüder Stolberg mit Baron Haugwitz ihm nachgefolgt, einige Tage im „Schwert“ geblieben, und haben dann ein ländliches Quartier in der äußern Enge bezogen; die letzten Tage ihres Aufenthalts brachten sie aber wieder im „Schwert“ zu, und noch 5 Jahre später schreibt Christian in der Erinnerung an diese Tage von Zürich an Lavater: „Ach, das sagte uns wohl unser Herz, da wir uns nicht verlassen konnten und doch verlassen mußten, da du uns zum Schwert begleitetest und wir beim Eichstein stehen blieben, bis der Morgen anbrach“.

Das zweitemal kam Goethe 1779 mit Herzog Carl August von Weimar nach Zürich, und der letztere schrieb am 30. November an Herrn von Stein: „Wohnen in einem allerschönsten Wirtshause, das an der Brücke steht, die die Stadt zusammenhängt, eine liebliche Aussicht auf den Fluß, See

¹⁹⁾ Ott sagt selbst in den „Gesprächen“: „Gelehrte und Künstler hatte ich Jahr aus und ein als Gäste, und von 10 richtig 9 um des Herrn Pfarrer Lavaters willen“.

²⁰⁾ Neujahrsblatt der Musikgesellschaft, 1832.

und Gebirge, trefflich zu essen, gute Betten, und also Alles, was sonst in verzauberten Schlössern, um Ritter zu erquicken, herbeigewinkt wird“. Und wie sehr Carl August mit seiner Aufnahme im „Schwert“ zufrieden war, geht aus den Instruktionen hervor, welche er ein Jahr später seinem Freunde, dem Herrn von Knebel, bei dessen Reise in die Schweiz mitgab. Sie lautet kurz und gut: „In Zürich steigst du im Schwerte an der Limmat ab. Der Wirth heißt Herr Ott, welchen du auf's schönste von mir grüßen wirst“.

Über seinen 3. Aufenthalt in Zürich (1797) enthält Goethes Tagebuch folgende Notiz: „Den 19. September gegen 6 Uhr kamen wir (Goethe mit seinem Bedienten) nach Zürich bei sehr schönem Wetter und kehrten ein bei Herrn Ott im Schwert. Den 20. September Mittags bei Tische lernte ich Herrn Hauptmann Bürkli²¹⁾ kennen. Abends bei Tische fand ich Herrn Hofrat (Johannes) Müller von Wien“. Die Ergänzung hierzu gibt der obligatorische „Nachtzeddel“ des Hotels vom 21. September:

Herr Macco von Anspach,
Le marquis de Ver, officier de Condé,
Hofrat Müller von Wien,
Prof. Müller von Schaffhausen,
Mallet du Pan de Genève.

Das Zusammentreffen Goethes mit Johannes Müller, dem einst so viel bewunderten Verfasser der Schweizergeschichte, war wohl nur ein zufälliges; Voegelin bemerkt aber mit Recht, „dass es von hohem Interesse gewesen wäre, in einem Nebenzimmer die Unterhaltung der beiden Hofmänner zu belauschen“. Müller war in die Schweiz gekommen mit der leider fruchtbaren Absicht, ihre Regenten zu bestimmen, durch Zugeständnisse an ihre Untertanen der bereits drohenden Einmischung Frankreichs in die schweizerischen Angelegenheiten vorzubeugen. Auf dieser Reise mag ihn sein Bruder Professor Georg begleitet haben, und es ist leicht möglich, dass der ebenso sehr gehasste wie respektierte antirevolutionäre Schriftsteller Mallet du Pan, damals auf der Flucht nach England begriffen, eine

²¹⁾ Wahrscheinlich der Kunstmäister, Philanthrop und Dichter Joh. Bürkli.



Rittmeister Anton Ott, Schwertherr, mit seiner Familie

Unterredung mit dem österreichischen Hofrat gesucht hat. — Der Maler Macco, den Goethe schon in Rom kennen gelernt hat, traf ganz zufällig hier mit ihm zusammen. Er hatte die Rückreise von Rom mit dem später berühmt gewordenen Architekten Weinbrenner von Karlsruhe und dem jungen Hans Caspar Escher aus dem Felsenhof unternommen; die beiden sind unterm 8. Juli in Lavaters Fremdenbuch eingetragen. Macco scheint fast ein Jahr in Zürich geblieben zu sein, mit Aufträgen aus den Familien beschäftigt, in welche ihn Escher eingeführt hat. Leider hat er seine Porträts nicht signiert und darum ist nur dasjenige des Dr. Hs. Casp. Rahn (im Landesmuseum) zum Vorschein gekommen. Mit Lavater war Goethe damals bereits zerfallen; seinen Bruder, den Arzt, besuchte er, ihn aber nicht. Pfarrer Lavater eilte ins „Schwert“, traf ihn nicht, und trotzdem er seinen Namen an Goethes Zimmertür schrieb, verließ dieser nach ein paar Tagen Zürich, ohne von dem alten Freund irgend Notiz genommen zu haben.

1780 oder Anfang 1781 war Cagliostro im „Schwert“, um eine Besprechung mit Lavater zu suchen, doch unter fremdem Namen, so daß Ott ihn nicht erkannte. Wohl aber sah er dessen Gattin, die zu jener Zeit unter dem Namen Seraphine herumreiste, bei ihrem Abstieg im „Schwert“, und später hatte er auch noch einen andern Komplicen der Halsbandgeschichte, den Kardinal Rohan, zu beherbergen.

Ueber den nächsten hohen Besuch im „Schwert“, im September 1782, berichtet ausführlich der Wunderfiß David von Moos in seinem handschriftlichen Zeitbuch²²⁾:

„Mittags um 1 Uhr trafen hier ein: Thro kaiserl. russische Hoheiten der Großfürst Paul Petrowitsch und seine Gemahlin, Dorothea von Hessen-Darmstadt, unter dem Namen eines Grafen und einer Gräfin von Norden. Sie hatten 3 Russchen bey sich, deren 2 jede von 6 Pferden, eine aber von 4 Pferden gezogen wurden. Sie nahmen ihre Einkehr beim Schwert, wo ihnen Herr Rathsherr Geßner und Herr Diakon Lavater einen kurzen Besuch gegeben. Der Großfürst ließe sich etliche Mal unter dem Fenster sehen. Er hatte außer dem Prinz Peter von Holstein, dessen Gemahlin und einem russischen jungen Grafen noch ein paar Herren und Kammermädchen,

²²⁾ Zentralbibliothek Zürich, Ms. J 331.

sowie einen Kourier, sonst kein Gefolg, tribe auch gar keinen Staat... Von Person war er nicht groß, und seine Bildung (sollte wohl heißen „Kopfbildung“) hatte mehr „etwas Widriges und Abstoßendes“ als Einnehmendes. Er verreiste, ohne Ehrenbezeugungen anzunehmen, nachdem er, ohne die Werte zu fragen, dem Wirt Florin 80.— und Florin 20.— in die Küche bezahlt, um 4 Uhr schon wieder gen Schaffhausen, wo er erst nachts um 11 Uhr ankam und morgens darauf den Rheinfall besah“.

Aus Geßners Biographie von Lavater vernehmen wir noch ein hübsches Nachspiel, das hier nicht in extenso wiedergegeben werden kann, aber doch nicht ganz unterschlagen werden darf, damit nicht die „abschreckende Kopfbildung“ der letzte Eindruck bleibe, den dieser fürstliche Besuch hinterläßt. Ein unbekanntes Frauenzimmer, welches von demselben gehört hatte, drang brieftlich in Lavater, er möchte sich doch bei der Großfürstin für eine edle und würdige, aber augenblicklich in großer Not befindliche Familie verwenden, und versicherte Lavater mündlich der absoluten Zuverlässigkeit ihrer Angaben. Lavater wagte den etwas peinlichen Schritt — ohne den Namen der in Frage kommenden Familie erfahren zu haben — und erhielt darauf 50 Louisdor zugesandt. Nun zeigte es sich, daß die Dame für Lavaters Intimus Pfenninger gebeten hatte, der ohne des erstern Wissen durch eine Bürgschaft in peinlichste Verlegenheit geraten war, und es kam dann natürlich zu einer rührenden Dankesszene zwischen den zwei Freunden.

Ebenfalls dem Von Moos'schen Kuriösitätenbuch ist Näheres über den Aufenthalt der Fürstin Louise von Anhalt-Dessau in Zürich zu entnehmen: „Gegen Ende August 1783 langte die Fürstin mit ihrer Niece, einer Gräfin von Schwedt, und Herrn Baron von Waldersee im hiesigen Wirtshaus zum Schwert an²³⁾). Da diese Fürstin, welche — im Gegensatz zum

²³⁾ v. Moos fügt als Anmerkung bei: dieser letztere ist ein Sohn ihres Gemals, des Fürsten von Dessau, welcher vor seiner Ehe mit einer Bürgertochter von Dessau erzeugt worden. Der Fürst war sehr in diese Person verliebt und wollte sich mit ihr verheirathen. Inzwischen aber schlug ihm der König von Preußen die jetzige Fürstin zur Gemahlin vor. — Der Fürst mußte gehorchen, erhebte aber auf Begehrten der ihm zur Ehe vorgeschlagenen markgräflich brandenburgischen Prinzessin von Schwedt selbst seine alte Liebste in den Adelsstand, und verschaffte ihr einen standesgemäßen Unterhalt; die Fürstin aber nahm den Sohn an Kindesstatt an.

russischen Großfürsten — sowohl in Ansehung ihres körperlichen Aussehens, als auch wegen ihrer ausnehmenden Frömmigkeit, Leutseeligkeit, Guttätigkeit und großen Geistesgaben eine vortreffliche Person ist, Willens ware, sich während dem, daß ihr fürstlicher Gemahl eine Reise mache, in Zürich auf zu halten, so nahm sie durch Vorschub des Herrn Diakon Lavater, den sie als seine große Freundin öfter mit ihrem Besuch beehrte, für einige Zeit in Herrn Schultheissen im Thalacher auf der Höhe des Hottinger Bodens gelegenen Landhaus Quartier“.

Die vielen von der Fürstin im Stillen getanen und durch von Moos vermerkten Guttaten müssen hier übergangen werden, doch sei wenigstens vermerkt, wie man sich in Zürich dafür bedankt hat: „Am 24. Sept. 1788, am Morgen ihres Geburtstages, machten auf Anregung des Herrn Baron von Waldersee Herr Seckelmeister Daeniker, Herr Freudweiler, der Maler (dessen Liebhaberei das Waldhorn war), welcher die Ehre und das Glück gehabt hat, vor einigen Tagen die fürstliche Familie sammt der Prinzessin und dem Herrn Baron sehr kenntlich abzumalen, und Herr Greif, ein fremder, sich schon einige Jahr hier aufhaltender Musiker, der Fürstin eine Morgenmusik mit Waldhörnern, und hatten die Ehre, mit ihr den Kaffee zu trinken“.

Den 18. Oktober langte der Fürst von Dessau wieder in Zürich an und verreiste Dienstag den 21. mit seiner Gemahlin und Herrn Diakon Lavater gen Luzern. „Ich trafe sie am obern Albis und ward freundlichst von ihnen salutiert“, schließt der devote Herr Präzeptor.

Ein Kauz ganz eigner Art war der nächste hohe Guest, der am 17. September 1782 im „Schwert“ genächtigt hat, und von dem uns ebenfalls von Moos erzählt: „Wilhelm Heinrich, Herzog von Gloucester, Bruder Georgs III., des Königs von Großbritannien, mit seiner Gemahlin, Söhnen und Töchterchen nebstd einigen Herren und Frauen beobachtete ein solches Incognito, daß Niemand eine Person von so hoher Geburt darunter gesucht hätte. Zu Abends fuhr er mit seiner Familie in einer Rutsche auf den Schützenplatz und in die Enge, um die Gegend und den See zu besehen. Als er aus der Enge zurückkam, stiege er auf dem Markt aus, kaufte einige Sachen und — küßte im Vorbeigehen ein schönes Schweizermädchen, wie er sagte, nämlich Ihr. Rathsherrn Reinharten

Tochter! Er verreiste Tags darauf Morgens um 9 Uhr gen Schaffhausen". Weniger freigebig als gegen die Jungfer Reinhart bewies er sich aber bei Reglierung der Rechnung. Der Schwertwirt forderte 23 Doublonen, der Sekretär aber bezahlte nur 18. Der Wirt war damit nicht zufrieden, sondern wollte ganz bezahlt sein, aber der Sekretär sagte, die Herrschaft bezahle nicht mehr. Darauf schickte Herr Ott den Untervogt Ruppert, welcher bei den zwei Soldaten, die vor dem Wirtshaus paradierten, Adjutantendienste tat, auf das Rathaus, ließ meinen gnädigen Herren den Vorfall melden und zugleich sagen, wenn der Herzog nicht ganz bezahle, lasse er Arrest auf seine Sachen legen, es seye dann, daß meine gnädigen Herren das Mangelnde bezahlen wollen. Meine gnädigen Herren ließen hierauf dem Wirt sagen, er solle den Herren nur reisen lassen. Sie wollten den Rest bezahlen". — Meine gnädigen Herren fürchteten sich jedenfalls vor englischen „Sanktionen“.

Dies Vorkommnis ist gewiß einzigartig in den Ottischen Annalen geblieben. In der nächstfolgenden Reiseliteratur manifestiert sich nur die restlose Befriedigung der Gäste mit der Persönlichkeit des Wirtes, seinem Haus und seiner Verpflegung. Zu seinem Renommée hat zweifellos viel Prof. Christoph Meiners von Göttingen beigetragen, der 1782 in Zürich gewesen ist und dessen „Briefe über die Schweiz“ nachher für einige Zeit das Vademecum fast jedes deutschen Schweizerreisenden gewesen sind, bevor die „Reisehandbücher“ mit ihren vielen praktischen Ratschlägen die „Bildungsmittel für Reisende“ verdrängt haben.

Meiners Aufenthalt in der Schweiz war nicht von sehr langer Dauer, aber er sah viel, hatte einen sehr klaren Blick und ein wohlwollendes Urteil. Über das „Schwert“ schreibt er: „Als wir in Zürich anlangten, wurden wir mit genauer Noth angenommen, weil gerade Messe war, und — uns Ankommlinge mitgerechnet — hundert und zehn Personen in diesem berühmten, weitläufigen Gasthöfe schlafen wollten. Unser Zimmer im dritten Stock ist zwar nicht groß, allein man hat darin eine so hinreizende Aussicht auf die Limmat, die mit der größten Geschwindigkeit aus dem See herauschießt, auf den Zürichsee selbst, und endlich auf die mit Schnee bedeckten Glarner, Schwyzer und Unterwaldner (?) Berge, daß

ich an dem gestrigen heitern Abend und dem ebenso schönen heitern Morgen unzählige Male schon an's Fenster gezogen worden bin“.

Wie Meiners schwärmte auch Sophie Laroché, die einstige Geliebte Wielands und spätere Großmutter von Clemens Brentano und Bettina von Arnim, für die Aussicht aus dem „Schwert“, als sie 1784 nach Zürich kam; aber ebenso für das Ehepaar Ott.

„Mein Erstaunen war drollig, da ich mich nicht fassen konnte, daß man mitten in der Stadt die Reder spannen mußte (von der Kronenporte das Halseisen hinunter und nachher an der Marktgasse) um uns und die Kutsche glücklich in den Gasthof zum Schwerdt zu bringen.

Wir fanden in Herrn Ott, dem Gastgeber dieses Hauses, einen sehr gebildeten und höflichen Mann, aßen nur noch eine Suppe und giengen mit der Begierde des frühen Aufstehens schlafen, um desto eher den herrlichen Anblick des Sees und der Eizgebürge zu sehen. Es war aber nicht so schön, wie vor 15 Jahren, denn der See war mit Nebel und das Gebürge mit Wolken bedeckt. Herr Ott und seine Frau besuchten mich vor dem Frühstück und ich versichere Euch, liebe Kinder, daß ich viele Herren und Frauenzimmer kenne, die sich dünken, mehr zu sein, und auch für mehr angesehen werden, aber weit davon entfernt sind, den Verstand, die gute Sprache und das feine Benehmen in eine Gesellschaft zu bringen, welche dieser Mann und seine sanfte, artige Frau in mein Zimmer brachten.“

Zum Zeichen, daß auch andere Ausländer den Zauber der Ottischen Persönlichkeit empfanden, sei ein englischer *Anonymous* zitiert, der 1794 „A Journal of a short excursion among the swiss landscapes“ veröffentlicht hat:

„In Zürich ist das Schwerdt ein ausgezeichneter Gasthof. Aber der Wirth, — wie übrigens die Wirthen auch an andern Orten der Schweiz und Deutschlands —, empfängt seine Gäste wie ein hoher Herr, der nichts mehr zu verdienen braucht. Diese Gastwirthen sind eben oft die einflußreichsten Männer des Ortes und sitzen in den Behörden. Natürlich nehmen sie Platz am Tisch der Gäste; oder besser: sie gestatten diesen, sich an ihren Tisch zu setzen. Schwerdtwirth war übrigens damals Herr Ott, ein bedeutender Mann, der es sich schon gestatten durfte, nicht allzu unterthänig zu sein“.

Und endlich folge noch eine kurze Stelle aus Friederike Bruns Tagebuch ihrer Reise durch die Schweiz. Sie kam am 21. August 1795 über Stäfa, bei glühender Hitze, Windstille und drohendem Gewitter über den See nachts 10 Uhr in Zürich an und schreibt den folgenden Tag: „Das ist die angreifendste Reise meines Lebens gewesen. Ich hatte kaum Kraft, mich zum Schwert hinzuschleppen, wo aber die Freude, mich wieder im Besitz meines geliebten Eczimmers und die nahe Wonne des Wiedersehens — wahrscheinlich mit Lavater — mich neu belebten, und ein sanftes Oel in das verlöschende Lämpchen trauften“.

Mit Beginn der neunziger Jahre zeigten sich ernstere Wolken drüber im Westen. Die Revolution in Frankreich bricht aus, und wie dürre Blätter, die der Sturmwind vor sich herbläst, flüchteten die Emigranten scharenweise in die Schweiz. Ott hatte als entschiedener Aristokrat von Anfang an der Bewegung mit viel größerem Misstrauen begegnet, als manche seiner Freunde, wie z. B. auch Lavater; und als die philanthropische Schminke durch Blutbäder wie dasjenige vom 19. August 1792 abgespült war, ging sein Misstrauen in Haß über. Die Emigranten fanden daher im „Schwert“ offene Tore und die ganz Unbemittelten unter ihnen oft freies Quartier. Die „Gespräche im Schattenreiche“ geben darüber ein Bild. Der Verfasser lässt Lavater zu Ott sagen: „Zwar mögen auch viele Unwürdige unter ihnen gewesen sein, aber das liberale Herz untersucht nicht“; worauf Ott entgegnet: „Wenn ich im Falle der Emigranten gewesen wäre, und in ihren Umständen, wäre ich auch froh gewesen, einen Anton Ott anzutreffen. Mein Herz hat mich wohl um einige tausend Gulden gebracht; aber meine Erben um Nichts. Mein übriges war desto gesegneter“. „Freilich,“ fügt Voegelin bei, „trieb Ott seine Noblesse auch nicht bis zur Narrheit. Wenn Grafen und Prinzen mit großen Ansprüchen auftraten, so hielt sich Ott an ihnen für Einbußen an Andern mehr oder minder schadlos.“ So schreibt er seiner Gattin am 7. Mai 1793 nach Baden:

„Gestern strömten eine Menge Fremder zu. Franzosen und Irlander mit 13 Pferden, worunter der Duc de Chartres (der nachmalige König Louis Philipp), Sohn des Herzogs

von Orleans, der mit Dumouriez war. Es sind drei Herren, drei Frauenzimmer und drei Bedienten, die speisen abends um fünf Uhr; sie haben den Preis um alles gefragt und ich habe es so gemacht, daß sie uns die armen Geistlichen entschädigen“.

Mit der durch die Franzosen herbeigeführten schweizerischen Umwälzung im Jahre 1798 kamen nun aber wirklich dunkle Zeiten über das „Schwert“. Ein Vorbote war die Ankunft des nach Oesterreich zurückkehrenden Hohe, der am 4. März 1798 mit Aufgabe seiner dortigen Stellung nach Bern gereist war, um als Oberbefehlshaber den Widerstand der Schweiz gegen die französische Invasion zu übernehmen, aber zu spät kam und, in jeder Beziehung enttäuscht, die Schweiz wieder verlassen mußte.

„An die Stelle der hochgeborenen französischen Emigranten rückten nun“ — schreibt Voegelin — „im Schwert die republikanischen Offiziere und Soldaten der fränkischen Armee ein. Zwar nahmen die Generäle Schauenburg, Lauer und Massena ihre Quartiere nicht dort, sondern in der Krone, und der Schwertwirt hatte ihnen nur die fremden Weine zu liefern, die dann, wenn auch nicht ohne Anstand, von der helvetischen Regierung auf ihre Rechnung genommen wurden.“

Leider fehlt über diese Zeit der französischen Besetzung Zürichs, die gewiß reich an interessanten, wenn auch meist unerfreulichen Begegnungen und Zwischenfällen gewesen sein wird, jede Notiz. Erst mit dem Beginn des 2. Koalitionskrieges im März 1799, von dessen Ausgang nach der Überzeugung von jedermann auch das politische Schicksal der Schweiz abhängen mußte, erfahren wir wieder etwas von Ott. Das helvetische Direktorium in Luzern forderte von Statthalter Pfenninger in Zürich besonders wachsame Überwachung von Rittmeister Ott zum „Schwert“ und Alt-Gerichtsherr Escher von Berg. „Wofern Ihr Spuren habt“, schreibt es, „daß sich diese Männer gegen die neue Ordnung der Dinge irgend einige Schritte erlaubt haben, so werdet Ihr hiemit bevollmächtigt, Euch ihrer Papiere zu bemächtigen und sie dem Direktorium zu übersenden.“ Pfenninger antwortete, daß sich die Betroffenden bis jetzt keine fassbaren Blößen gegeben hätten, und bat um genauere Mitteilung bestehender Verdachtsmomente, die eine Haussuchung gesetzlich rechtfertigen würden. Die drohenden Fortschritte der österreichischen Armee unter Erz-

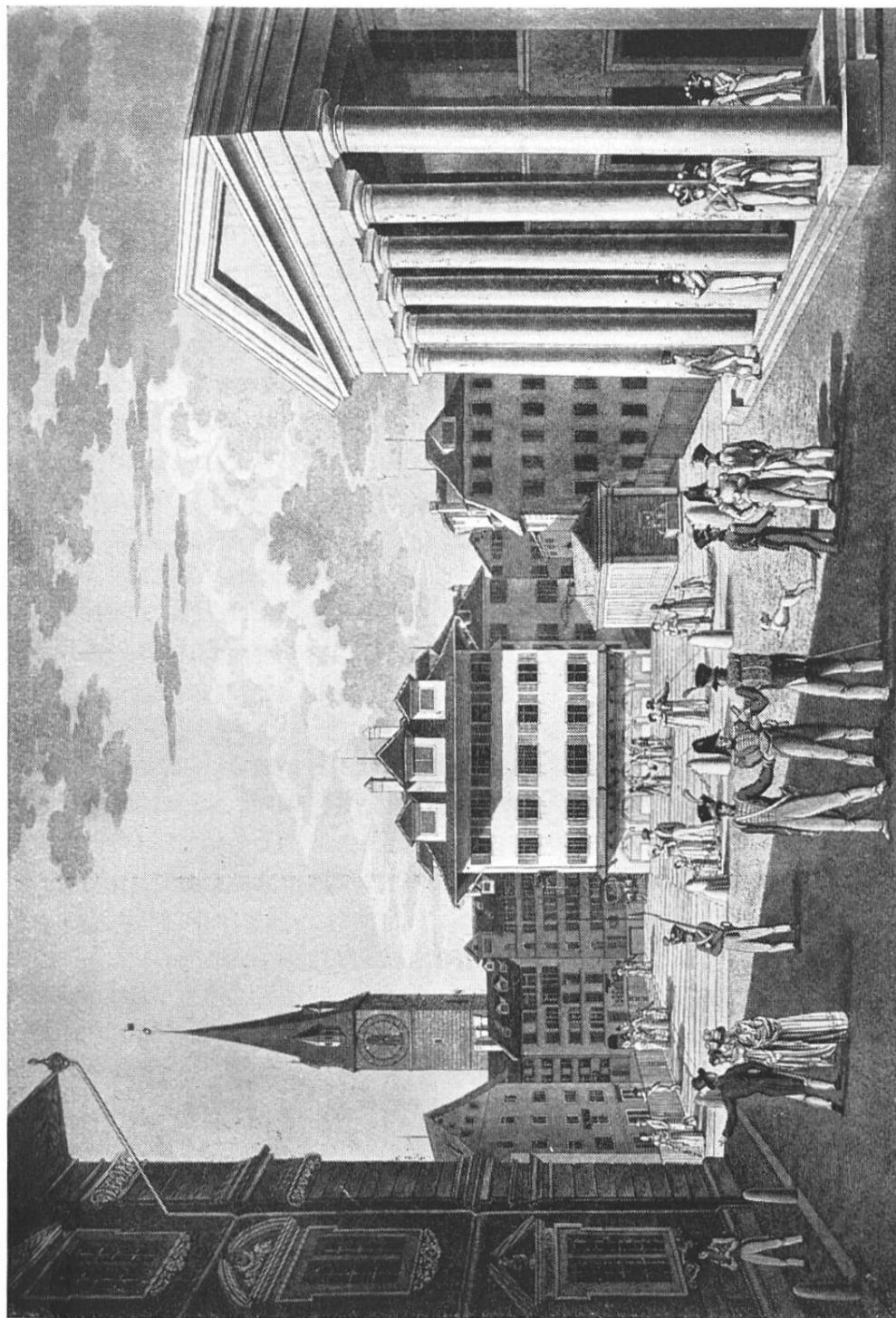
herzog Karl und die Bildung der schweizerischen Legion Roverea veranlaßten aber das helvetische Direktorium, überhaupt alle Rechtsbedenken beiseite zu schieben und kurzerhand die Verhaftung und Deportation einer großen Anzahl hervorragender Altgesinnter in der ganzen Schweiz herum als Geiseln zu verfügen. Unter ihnen war auch Anton Ott.

Die Geschichte dieser Gewaltsmaßregel ist mit allen Details bekannt. Für Ott wurde sie besonders verhängnisvoll.

Frau Ott, der neben der Leitung des Gasthofes die Beaufsichtigung von 16 Dienstboten und einer Baute oblag, zeigte während der Abwesenheit ihres Gatten — der Sohn war schon seit Monaten in Paris; in welcher Eigenschaft oder Tätigkeit, ist nicht bekannt — ihre ganze Tüchtigkeit. Ihrem Manne schrieb sie nach Basel: „Ich denke, ich wollte trachten, mit den Leuten nachzukommen und denke, daß es Dir auch recht seye; daneben dulde ich so in der Stille mein Schicksal. Am Abend sezt es mir am meisten zu, und vergieße manche Träne, die nur Gott sieht — es ist mir ohnmöglich, so zu jammern und zu klagen vor den Menschen. Ich kann es nicht; es liegt nicht in meiner Natur“.

Dafür tat aber die tapfere Frau einen Schritt, der ihr sehr sauer ankam. Sie schrieb einen rührenden, persönlichen Brief an das Direktorium in Luzern, in dem sie, unter Bezugnahme auf ihre schwierige Lage und das absolut negative Ergebnis der Hausuntersuchung im „Schwert“, angelegtentlich um die Freilassung ihres Gatten bat. Davon gab sie nur dem Staatsrat Hans Conrad Escher (später „von der Linth“) Kenntnis, indem sie ihn gleichzeitig um freundliche Unterstützung ihres Gesuches bat. Dieser brachte dann in der Tat in der Sitzung des Großen Rats vom 15. April die Deportationen zur Sprache, wurde aber unterbrochen, und die Versammlung ging fast einstimmig über seine Interpellation zur Tagesordnung über.

Da bewirkte eine feurige Katastrophe Ott's Entlassung. Sonntags, den 14. April, nachts 9½ Uhr, brach auf dem Heuboden der gegen den Steg zu gelegenen Stallung Feuer aus, das rasch um sich griff und den von Gästen und Einquartierung überfüllten Gasthof auch in Brand zu setzen drohte. Der ungewöhnlich rasch in Funktion tretenden städtischen Feuerwehr gelang es indes, mit der Hilfe von tapferen französischen



„Zinssicht der Hauptwache, des Rathauses,
der untern Brüde und des ersten Gaißhofes in Zürich“
von J. J. Speerli um 1828

Militärs das Feuer zu lokalisieren und zu löschen. Die Tochter Susette war an jenem Sonntagabend müde aus einer Gesellschaft zurückgekommen, hatte sich in den Kleidern aufs Bett gelegt und war eingeschlafen. Als nun der Feuerlärm in der Stadt erscholl und Pfarrer Lavater davon aufgeschreckt wurde, eilte er sofort ins „Schwert“ und frug nach seiner Schülerin; aber niemand konnte ihm in der Verwirrung Bescheid sagen. Da drang er in ihr Zimmer und fand das Mädchen halb ohnmächtig vor Schlaf und Schreck auf dem Bette liegen. Da nahm sie der schmächtige Mann trotz seiner 58 Jahre auf die Arme und trug sie nach seiner Wohnung. Dort aber brachte er sie nicht etwa zu Bette, sondern setzte sie an seinen Schreibtisch und diktierte ihr einen ebenso energischen als flehentlichen Brief an die helvetischen Direktoren, um die Freilassung des Familienweters zu erwirken. Freunde des Hauses, die Municipalität, und auch der Regierungsstatthalter Schmid in Basel verwendeten sich in gleichem Sinne, teils bei Statthalter Pfenninger, teils in Luzern, und diesmal hatte die Fürsprache Erfolg. Ott konnte am 21. April das „Schwert“ wieder betreten, aber in müßlichen Gesundheitsverhältnissen. Die vielen traurigen Erfahrungen der letzten Zeit und das Unglück des Vaterlandes hatten ihn gänzlich zu Boden gedrückt.

Erzherzog Karls Sieg in der ersten Schlacht bei Zürich, die Besetzung der Stadt durch die österreichische Armee, eine persönliche Audienz bei dem Feldherrn selbst in Kloten, sowie die reichlichen Bestellungen von Champagner durch die österreichischen Offiziere zu ihren Siegesfesten mögen bei dem Ehepaar Ott ein Lichtblick nach all den schweren Erlebnissen gewesen sein; aber er war von kurzer Dauer. Zwar war mit der siegreichen Armee auch der flüchtige, von Ott sehr verehrte alt Schultheiß Niklaus von Steiger in Zürich eingekehrt, der im „Schwert“ bereits mit seinem Sekretär, Carl Ludwig von Haller, die Pläne für eine neu zu gestaltende Eidgenossenschaft bearbeitete. Ott wäre einer solchen von Herzen gewogen gewesen; aber er fand schon in seiner Stadt Widerstände — auch bei seinen engern Freunden — gegen eine vollständige Wiederherstellung der früheren politischen Zustände; das Zaudern des österreichischen Kriegsrates in der Ausnutzung des Sieges von Zürich und noch mehr die Umstellung der österreichischen und russischen Streitkräfte erweckten

vollends trübe Ahnungen, die sich auch bald erfüllten. Am 25. September warf Massena den Gegner zur Stadt hinaus, und zur selben Zeit fand General Hoze auf einer Rekonnoisierung bei Schännis den Tod.

In Zürich erwartete man die erneute Gefangennahme aller hervorragenderen Franzosenfeinde, die sich als Föderalisten gleichzeitig auch um den Sturz der helvetischen Regierung bemüht hatten. Ott verließ darum sein Haus schon am Abend des 25. September, um mit Schultheiß Steiger und einer Reihe anderer Gesinnungsgenossen einen sichern Zufluchtsort in Deutschland zu suchen. Gegen alles Erwarten erfolgten zunächst keinerlei Maßnahmen gegen das „Schwert“ (vielleicht weil das französische Offizierkorps es als einzige wirklich komfortable Herberge nicht entbehren wollte), und Frau Ott konnte ihrem Manne bald beruhigend schreiben, daß sie den Betrieb unbehelligt fortführen könne und sogar Massena, der diesmal offenbar sein Quartier auch im „Schwert“ genommen hatte, sich sehr höflich gegen sie benehme.

Voegelin gibt an Hand von Ott's Tagebuch sehr einläufigen Bericht über sein und seiner Mit-Emigranten Schicksal. Ott's Gesundheit hatte in Deutschland neuerdings durch die Sorge um die Seinen und das Vaterland sehr gelitten, und als eine gewisse politische Beruhigung die Möglichkeit seiner Rückkehr nahelegte, entschloß er sich, dieselbe zu wagen. Widrige Umstände verzögerten und erschwerten aber das Unternehmen derart, daß er erst am 2. Mai 1800 als ein schwer kranker Mann die Heimat zu erreichen vermochte und in seinem Landgut ein ruhiges Asyl fand. Die Erlaubnis zur Heimkehr hatte zudem mit der Bezahlung einer derart hohen erpreßten Summe erkaufen werden müssen — in wessen Tasche sie geflossen ist, weiß man nicht —, daß die Auftriebung in bar gänzlich unmöglich war und das ganze Silbergeschirr der Familie korbwweise zum Goldschmied gebracht werden mußte. Trotz zärtlicher Pflege seiner Gattin verschied Ott schon am 17. Mai 1800.

Eine genaue Prüfung der finanziellen Lage und aller persönlichen Verhältnisse ergab die Unmöglichkeit einer Fortführung des Gasthofunternehmens durch die Familie. Die sonst so tatkräftige Mutter war durch die traurigen Verhältnisse der letzten Jahre und den Tod des Gatten zu sehr mitgenommen, als daß sie als alleinstehende Witwe den unruhigen Betrieb

hätte weiter leiten können. Der Sohn Caspar (Ott-Muralt) hatte weder Neigung noch Befähigung zum Gastwirt. Zunächst ging er in österreichische Dienste; dann kehrte er in die Schweiz zurück, wurde des Kleinen Rats, Oberamtmann zu Greifensee und eidgenössischer Oberst, lebte aber über seine Mittel und mußte von der Mutter immer wieder mit Summen unterstützt werden, die in gar keinem Verhältnis zu ihrem Vermögensrest standen, so daß sie selbst darüber verarmte²⁴⁾. Die Tochter Susette hatte sich mit dem Kandidaten der Theologie Sal. Voegelin verlobt, und ein tatkräftiger Berater war nicht zu finden. So entschloß man sich 1803, das „Schwert“ zunächst zu verpachten und es 1815 endgültig für Fl. 49,000.— zu verkaufen. Die Dynastie Ott hat damit ihr Ende erreicht.

Über die letzte Epoche des „Schwerts“ als Gasthof hat Voegelin nur noch sehr wenig berichtet, denn sein Familieninteresse ging natürlicherweise hier zu Ende. Der Verfasser ist darum auf die nicht immer ganz sicher untermauerten Angaben einer Arbeit des Journalisten Enderli über die „Zürcher Gasthöfe“²⁵⁾ und die letzten Auffschlüsse der zeitgenössischen Reiseliteratur angewiesen.

Die Verpachtung hatte allerlei unangenehme Dinge im Gefolge gehabt, die auch zu der gelegentlichen Aeußerung eines Gastes geführt haben mögen, „die früher so tadellose Herberge werde von andern Hotels, z. B. dem Raben, überflügelt“. Immerhin logierte 1807 Madame de Staël mit ihrem Cavaliere Servente, Aug. Wilh. v. Schlegel, dort, und für zwei Tage auch Kaiser Alexander von Russland. Kaiser Franz von Österreich, der 2 Tage später nach Zürich kam, stieg bei Landammann Reinhard in der „Krone“ ab, bereitete aber von dort aus Frau Ott eine seltene und wirklich rührende Überraschung. Reinhard wollte dem Kaiser zu Ehren ein großes diplomatisches Diner geben, Franz aber lehnte dies ab und wünschte, daß nur der damals aus österreichischen Diensten beurlaubte junge Ott mit seiner Mutter zur Tafel gezogen werde. Dieses Diner fand dann

²⁴⁾ Mit seinen kinderlosen Söhnen ist dieser Zweig der Familie ausgestorben.

²⁵⁾ J. Enderli, Zürcher Gasthöfe einst und jetzt. Zürich 1896. Separat-Abdruck aus dem Zürcher Tagesanzeiger.

auch am Abend des 17. Oktober statt, doch fehlt leider das „Menu“ in Junker Hans Reinhards im Zürcher Taschenbuch 1884 abgedruckten „Rüchenprotokollen“.

1807 nennt der dänische Dichter Oehlenschlaeger in seinen Reiseaufzeichnungen einen Herrn Peter als „vortrefflichen“ Betriebsleiter.

„Ich traf hier fast den besten Gasthof an, den ich noch gesehen habe: Zum Schwerdte an dem herrlichen See, und in Herrn Peter den vortrefflichsten Wirth. Alles war bei ihm gut: die Aussicht, die Zimmer, Essen, Trinken, Bedienung, Musik, Gäste. Herr Peter hatte schöne Bote und bequeme Wagen; man konnte Lustfahrten zu Wasser und zu Lande für einen billigen Preis unternehmen.“

1808 gibt Georg Wilhelm Kehler — Schwiegersohn und Biograph des originellen Berliner Arztes Heim —, der damals mit Prinz Max v. Neuwied die Schweiz bereiste, genaueren Aufschluß von der etwas eigenartigen Unterhaltung der Gäste, die vielleicht der vornehmen Art einer Frau Ott nicht ganz eingeleuchtet haben dürfte:

„Vor unsrer Abreise überraschte der Wirth uns auf eine angenehme Weise. Die Flügelthüren des Speisesaales öffneten sich, und im Kabinette nebenan gab uns Herr Peter, als „Hirt“ gekleidet, noch zum Abschied eine Tanzvorstellung. Ich konnte mich nicht genug über die Gewandtheit wundern, mit welcher der Mann seine Beine brauchte. Ich hatte ihn vorher immer nur in gelben Stulpenstiefeln mit einem grauen Rock über den breiten Schultern und um den runden Leib, dem es nicht an Fülle fehlte, gesehen. Nun machte er in Rosa und Seladon-Tafft (der richtige Stoff für einen Kuhhirten (!), namentlich zum Melken), mit dem Strohhut auf dem Kopf, die vortrefflichsten Entrechats, während der Champagner zum Abschied sprudelte. Ich glaubte mich in ein Feenschloß hingezaubert“.

1815 wurde das „Feenschloß“, wie bereits erwähnt, endgültig verkauft an einen Herrn Wolts von Kaltenbach, über dessen Personalien nichts mehr zu finden ist. 1828 ging es in den Besitz der Familie Kerez über, deren Name den ältern Zürchern wohl noch bekannt sein wird. Zuerst führte ihn der 1796 geborene Joh. Heinrich Kerez und nach oder zum Teil noch mit ihm sein 1820 geborener jüngerer Sohn Jacques bis 1864, während der ältere Bruder, Joh. Heinrich

Kerez-Kramer, in dem umgebauten Müllner-Turm am Weinplatz eine Apotheke einrichtete. Alle fatalen Medizinen und Pulver, welche der Verfasser in seiner Jugend hat schlucken müssen, sind dort gemischt worden, und es war ein magerer Trost, daß er hie und da auch Gütterli holen durfte, welche seinen Brüdern verordnet worden waren.

Der Gasthof hatte damals wieder einen guten Ruf. In der Literatur aber spielt er keine große Rolle mehr, denn mit dem Aufkommen der Eisenbahnen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts änderte sich das Reisetempo derart, daß auch die „empfindsamen“ und die „bildungsdurstigen“ Ausländer keine Zeit mehr fanden, Tagebücher und fingierte Briefe über ihre Schweizerreisen zu schreiben, die nachher druckfähig gewesen wären. Es würde sie wohl auch niemand mehr gelesen haben, denn die praktischen Reisehandbücher waren an ihre Stelle getreten. Immerhin mag erwähnt werden, daß im Jahre 1843 noch Alexander Dumas und Ottilie Wildermuth im „Schwert“ logiert haben. Ersterer bringt in seinen „Impressions de Voyage“ eine lustige Geschichte von einer dort gemachten Bekanntschaft, die aber zu lang und offenbar auch nicht authentisch genug ist, um sie hier wiederzugeben. Die einfachen Worte der gemütvollen Schwäbin hingegen, die sie, ohne jeden Gedanken an die Möglichkeit einer späteren Veröffentlichung, von der Hochzeitsreise aus dem „Schwert“ nach Hause geschrieben hat, mögen den Schluß dieser Darstellung bilden:

„Am Abend des 10. September fuhren wir in Zürich ein. Du gutes, liebes Zürich! Ich habe, wie schon gesagt, keinen Sinn für Städte, so wenig als für Merkwürdigkeiten; ich kann sie weder physiognomisch noch charakteristisch auffassen; nur so viel weiß ich, daß mir recht seelenwohl war.

Wir stiegen im Gasthof zum Schwert ab. Das ist nimmer der erste; ich glaube aber gewiß, daß er der beste ist; ich wenigstens habe noch keinen bessern gesehen. Wir bewohnten einen hübschen Salon mit Sopha und Theetisch, ein Alkof daneben. Das Zimmer gieng auf den See, oder auf die Limmat, wie er in der Stadt heißt, wo er als klarer, wilder, grüner Fluß in einen engen Raum gezwängt ist. Vor dem Haus ist eine Brücke, und auf ihr das bunte Volksgewimmel, welches den ganzen Tag dauert. In das Wasser hinein, oder vielmehr aus

demselben heraus ragen altersgeschwärzte hohe, steinerne Häuser, so daß mir die Stadt wie Venedig erscheint — das ich natürlich noch nie gesehen habe!"

Der Leser, welcher Venedig je gesehen hat, wird sich bei diesem Vergleich eines Lächelns nicht erwehren können; ist er aber ein Zürcher, so darf er sich desselben doch freuen. Für die einfache, noch nie in der Welt herumgekommene, aber phantastievolle Frau war eben Venedig der Inbegriff des Schönsten und zugleich Eigenartigsten, das sie sich vorstellen konnte, und daß ihr Zürich als solches erschienen und lieb geworden ist, das muß doch das Herz eines jeden guten Zürchers erfreuen.

Ueber die Endzeit des Gasthofes „zum Schwert“ stehen mir noch allerlei Namen und Daten zur Verfügung, aber, wie es betrüblich ist, den Niedergang eines einst berühmten und tüchtigen Geschlechts zu verfolgen, so undankbar ist es auch, den Verfall eines historischen Hauses in allen Einzelheiten zu schildern.

Wohl stieg der Assekuranzwert desselben infolge von Umbauten und mit Rücksicht auf die wertvolle zentrale Lage — beispielsweise von Fr. 116,000.- im Jahre 1843 bis Fr. 319,000.- im Jahre 1881 —, aber damit wuchs auch die Last für jeden neuen Uebernehmer, und der alte Kasten ließ sich einfach nicht mehr auf das Niveau der neuerbauten und rationell eingerichteten Hotelgebäude bringen. Die Familien Horath und Goelden machten zwar tapfere Versuche, wieder eine neue Blüte herbeizuführen; aber mit der Uebernahme der Liegenschaft durch den Bauspekulanten Fürst, der nach dem Brand des Utokulm-Restaurants im Oetenbach sein Leben beschloß, war der Anfang des Endes gekommen. Unverschuldete Konkurse folgten dem Verschuldeten, und schließlich wurde das berühmte alte Haus zur kantonalen Steuertrotte, bis im Jahre 1936 sein Verkauf an die Samenhandlung Emil Mauser erfolgte. Es gibt eben nicht nur Bücher- und Menschen-, sondern auch Häuser- und sogar Gasthäuser-Schicksale. Habent sua fata tabarnae. Ein solches ist in diesen Seiten an uns vorübergegangen. Der Verfasser hofft, daß die Leser auch den darin verflochtenen Menschen ihre Teilnahme nicht versagen werden.